

Leben oder Krieg: Die Flucht im Niemandsland

Wenn die Männer über den Fluss Theiß kommen, lassen sie ihr altes Leben zurück. Tausende wehrfähiger Ukrainer fliehen hier aus ihrer Heimat nach Rumänien. Sie wollen nicht an der Front sterben – und riskieren dafür alles.

Quentin Lichtblau, GEO, 9.5.2024

Am dritten Tag in den Bergen verlor Andrei* die Hoffnung. „Ich glaube wir schaffen es nicht“, sagte er zu seiner Frau, als sein Smartphone einen Moment lang Empfang hatte. Sie hatten das Aprilwetter unterschätzt, in den Karpaten herrschten zweistellige Minusgrade, der Schnee lag meterhoch, ohne Schneeschuhe kaum zu bewältigen. Andrei und die anderen Männer waren in Alltagskleidung unterwegs, nicht einmal Skihosen trugen sie. Die Nächte hatten sie in Schneelöchern verbracht, Essen und Wasser waren längst aufgebraucht, die Orientierung hatten sie verloren. Andreis Frau antwortete: „Red keinen Unsinn! Steh auf und geh weiter. Wir brauchen dich!“ Ein Mann aus Andreis Gruppe war bereits am Morgen auf eigene Faust aufgebrochen. Sie suchten nach ihm, folgten einer Blutspur im Schnee, er musste gestürzt sein. Als sie ihn fanden, war er erfroren.

Andrei will seinen echten Namen nicht in der Presse lesen, zuerst wollte er gar nicht reden, aus Angst vor Konsequenzen. Er und die anderen Männer sind keine Extremsportler, sondern ukrainische Flüchtlinge. Sie hatten sich im April 2022 auf den Weg durch die Karpaten gemacht, um nach Rumänien zu gelangen. Wenige Wochen vorher hatte Wladimir Putin seinen Großangriff auf die Ukraine begonnen, unmittelbar danach verhängte die ukrainische Regierung das Kriegsrecht: Kampftaugliche Männer zwischen 18 und 60 Jahren durften nur in Ausnahmefällen das Land verlassen. Viele meldeten sich freiwillig zum Einsatz an der Front. Aber eben nicht alle.

Andrei war sofort klar, dass er nicht kämpfen mochte. Wollte er nicht eines Tages trotzdem an der Front landen, musste er das Land nun illegal verlassen. Zehntausende

sind diesen Weg bis heute gegangen. In deutschen Medien heißt es oft: Die Ukrainer verteidigen nicht nur ihr Land, sondern auch Europa. Oder gleich die gesamte freie Welt. Männer wie Andrei haben sich gegen diesen Kampf entschieden. Kaum einer spricht gern darüber. In der Ukraine drohen ihnen harte Strafen, vielen Landsleuten gelten sie als Verräter. Aber kann man es jemandem übelnehmen, wenn er sein eigenes Leben an die erste Stelle setzt? Verrät er damit die Ukraine, die Freiheit oder die Demokratie?

Sehr viele sind bereits gegangen. Etwa 650 000 wehrfähige Ukrainer leben heute in der Europäischen Union, in der Schweiz, Liechtenstein oder Norwegen. Männer, die keine gefälschten Papiere oder Atteste bezahlen können, denen die Mittel fehlen, um Grenzbeamten zu bestechen – ihnen bleibt nur der Weg über die grüne Grenze. Deshalb besonders beliebt: Rumänien, das EU-Land mit der längsten Grenze zur Ukraine. Flucht bedeutet hier einen mehrtägigen Marsch durch das Maramuresch-Gebirge, einen Ausläufer der Karpaten, besonders bei schlechtem Wetter ein gefährliches Unterfangen. Es gibt auch einen schnelleren, aber nicht weniger riskanten Weg: Durch den Fluss Theiß, der etwa 60 Kilometer weit entlang der Grenze fließt. Schon zu Zeiten der Sowjetunion versuchten hier Menschen, dem Dasein in ihrer Heimat zu entkommen.

Andrei entschied sich für die Berge: Er reiste von Kiew ins Grenzgebiet, dort versteckte er sich einige Wochen. Das war vergleichsweise leicht, er stammt aus der Region. Im April schließlich kam der Anruf eines bezahlten Schleppers: Jetzt geht es los. Andrei brauche sich nur auf eine leichte Wanderung vorzubereiten. Man werde ihn ganz nah an die Grenze bringen, von dort müsse er laufen, nur wenige Kilometer.

Fast zwei Jahre später, im Januar 2024, auf der rumänischen Seite des Maramuresch-Gebirges: Es ist bitterkalt, etwa 20 Menschen stapfen durch den Schnee – Vertreter eines ukrainischen Kulturvereins, Mitarbeiter einer Hilfsorganisation und Bergretter des Maltester-Ordens, zwei orthodoxe Priester mit Altardienern, ihre Gewänder schleifen über den Tiefschnee. Auf dem Weg wurde noch gescherzt, im Tal gab es für einige bereits ein paar Gläser Palinka, ungarischen Schnaps. Oben erstirbt das

Lachen: Die Gruppe feiert heute einen Berggottesdienst, zu Ehren jener, die seit Kriegsbeginn gestorben sind, beim Weg über die Grenze. Auch wenn sie am Gottesdienst selbst nicht teilnehmen wollen, wandern auch Andrei und seine Frau mit. Er ist zum ersten Mal seit seiner Flucht wieder in dieser Gegend.

Damals fand ihn die rumänische Bergwacht nach fünf Tagen, mit bedrohlichen Erfrierungen. Die Ärzte amputierten Teile seiner Füße, ein Jahr lang musste er sich erholen. Seinen Plan, weiter Richtung Westen zu reisen, gab er auf. Allerdings: In der Ukraine gehörte Andrei zur rumänischen Minderheit, er beherrscht die Sprache – also beschlossen er und seine Frau, in Rumänien zu bleiben.

Auf den Gipfel legt sich jetzt die Morgensonne, Andrei kommt ins Schwitzen, zieht die Mütze vom Kopf und tupft die Stirn ab. Er deutet auf die Berge auf der anderen Seite des Tals: „Als ich dort unterwegs war, herrschte absolute Stille. Kein Hundebellen, keine Sägegeräusche der Waldarbeiter, nichts. Für mich ist seitdem jeder Tag besonders, gerade auch dieser. Ich bin dankbar, dass ich noch am Leben bin.“

Inzwischen haben die Männer einen Altar aus Schnee aufgeschüttet, darauf liegen Äpfel, Gebäck und Kekse. Der rumänische Priester spricht ein Gebet: „All jene, die im Kampf gestorben sind, und all jene, die in den Bergen verschollen sind: Mögen sie Frieden finden.“ Sein ukrainischer Kollege hält eine Predigt: „Es ist für uns bereits anstrengend, in diesem Schnee zu laufen. Die hier die Grenze überqueren wollten, hatten auch Angst vor dem Tod.“ Er hoffe, dass der Krieg bald endet, denn „wo der Krieg ist, ist auch Schmerz“. „Wir müssen den Frieden als Geschenk schätzen“, fährt er fort, „wir messen ihm nicht die Bedeutung bei, die er verdient.“

Die Lage an der Front wirkt festgefahren im dritten Jahr des Krieges, in manchen Frontabschnitten befindet sich die Ukraine auf dem Rückzug. Die Frage nach ihrem

Glauben an einen Sieg gegen die Angreifer aus Russland beantwortet in Umfragen zwar nur eine kleine Minderheit der Ukrainer mit „Nein“. Aber die Unsicherheit wächst.

Anfang Februar entließ Präsident Selenskyj den in der Bevölkerung beliebten Oberbefehlshaber Walerij Saluschnyj. Saluschnyj hatte Ende 2023 die Situation an der Front offen als Patt bezeichnet und darauf gedrängt, bis zu 500 000 neue Männer für die Armee zu mobilisieren. Allerdings galten die Rekrutierungsbüros lange als korrupt und ineffektiv. Wer zahlen konnte, musste oft keine Angst vor der Einberufung haben. Im August 2023 hatte Selenskyj aufgrund der Korruption die Leiter aller Rekrutierungsbüros feuern lassen.

Der Druck, mehr Soldaten aufzustellen, ist dadurch nicht geringer geworden. Der Ukraine fehlen Munition und Waffen, das ist das größte militärische Problem. Es fehlt aber auch an Menschen, die diese Waffen einsetzen. Gleichzeitig sind die Pläne zur Mobilmachung Hunderttausender neuer Männer in der Bevölkerung alles andere als populär. Immer wieder kursieren Videos, in denen Männer auf der Straße von Uniformierten in Fahrzeuge gezerrt und mutmaßlich zum Rekrutierungsbüro gebracht werden.

Es ist ein Dilemma für die ukrainische Regierung: Während Männer an der Front auf eine Ablösung hoffen, hält sich die Motivation ihrer Nachrücker oft stark in Grenzen. Präsident Selenskyj kann es keiner Seite recht machen. Der Gegner Russland kennt diese Probleme nicht: Hier regiert der Zwang, Einspruch muss Putin nicht fürchten.

Könnte man wehrtaugliche Ukrainer aus dem Ausland zurückholen? Deutschlands Justizminister Marco Buschmann hat einer Auslieferung zwar eine Absage erteilt, der Unions-Außenpolitiker Roderich Kiesewetter forderte aber, den mittlerweile fast 200 000 wehrfähigen Ukrainern in Deutschland das Bürgergeld zu kürzen. Die Männer entzogen sich der „Unterstützung ihrer Heimat“. Das Kriegsdienstverweigerungsrecht, so Kiesewetter, gelte nur für Deutsche.

Im Telegram-Kanal der ukrainischen Grenzeinheiten ist ein Foto mit Datum vom 6. Januar 2024 zu sehen: zehn Männer auf dem Waldboden, mit Handschellen aneinandergelockt. Daneben ukrainische Grenzer, automatische Waffen griffbereit. „Illegal nach Rumänien – heute nicht für diese zehn Straftäter ;-)!“ steht darunter. Man habe Warnschüsse abfeuern müssen, um sie aufzuhalten.

In anderen Posts sieht man festgenommene Männer mit Gummireifen in der Hand. Schwimmhilfen für den Fluss. Die Grenze nach Rumänien ist auf ukrainischer Seite mittlerweile auf vielen Abschnitten mit Stacheldraht abgeriegelt, besonders am Grenzfluss Theiß. Die ukrainischen Grenzsoldaten patrouillieren mit Gewehren, über ihren Köpfen schwirren Drohnen mit Wärmebildkamera, sie sollen Flüchtende entdecken, auch bei Nacht. Bereits Kilometer vor der Grenze gibt es Checkpoints, die Autos nach Neoprenanzügen, Schlauchbooten oder Reisepässen durchsuchen. Laut den ukrainischen Behörden wurden bereits mehr als 20 000 Männer an den Grenzen der Ukraine von der Flucht abgehalten. Seit Kriegsbeginn entstanden Grenzstreifen, die nicht der Abwehr äußerer Gefahren dienen. Sie sollen vielmehr Menschen im Land halten, gegen ihren Willen.

Wer mit der rumänischen Grenzpolizei auf Kontrollgang geht, gewinnt das Gefühl, eine Rettungsorganisation zu begleiten. „Viele von denen haben erst einmal Angst, wenn sie uns sehen“, sagt ein Polizist bei einer morgendlichen Fahrt entlang des Flusses. „Dabei helfen wir immer erst einmal, manchmal sind sie ja verletzt, oft unterkühlt und immer hungrig. Erst dann kontrollieren wir die Dokumente.“ Im Kofferraum des Jeeps der beiden Grenzer liegen warme Decken und Ersatzkleidung bereit.

Bis zum 24. Februar 2022 waren sie hauptsächlich damit beschäftigt, Zigarettenschmuggler aufzuspüren und des Landes zu verweisen. „Unser Beruf hat sich vollkommen verändert! Wenn wir heute jemanden an der Grenze erwischen, ist es in 90 Prozent der Fälle ein Mann zwischen 18 und 60, der dem Kriegsdienst entkommen

will“, sagt der Grenzpolizist. Die rumänischen Beamten sind oft die ersten Menschen, die die schutzsuchenden Männer sehen. Ukrainer haben ein automatisches Anrecht auf den EU-weiten Schutzstatus, egal, ob sie legal oder illegal über die Grenze kommen. Die meisten wüssten das aber nicht. „Wir müssen ihnen helfen“, sagt der ältere der beiden Polizisten „das verwirrt viele erst einmal. Andere sind noch voller Adrenalin, vom Weg durch den Fluss. Oder euphorisiert, weil sie dem Kriegsdienst entkommen sind. Oder tieftraurig, weil sie ihre Familie zurückgelassen haben.“ Und ihre Heimat und das alte Leben.

Die Theiß hat heute normalen Wasserstand: Bei Wintertemperaturen nicht gerade einladend, dennoch nicht übermäßig bedrohlich, als könne man die Hälfte des Flusses waten durchqueren. „Das kann sich aber schnell ändern: Bei Hochwasser ist es hier ziemlich gefährlich. Aber für einen Grenzfluss ist die Theiß eher schmal“, sagt der Grenzpolizist, während er sich seine Fellmütze zurechtrückt, „das ist ja nicht die Donau.“ Tote hätten sie auch schon geborgen, erzählen sie noch. Das sei aber wirklich selten, die meisten schaffen es.

Ihr Hauptquartier liegt in der Grenzstadt Sighetu Marmăției. Vor dem Krieg war der Ort ein Urlaubsziel für Naturfreunde und Wintersportler, idyllisch umrahmt von den Bergen, mit Restaurants, in denen Musikanten in Tracht an den Tisch treten. In der nächsten Umgebung: uralte Kirchen aus dunklem Holz und ein lange irrelevant gewesener Grenzübergang in die Ukraine. Eine einspurige Holzbrücke führt über die Theiß, Autos müssen oft spontan zurücksetzen, weil sich von der anderen Seite ein anderes nähert. Die gegenüberliegende ukrainische Siedlung Solotwyno ist kleiner und ärmer als Sighetu Marmăției. Mittlerweile machte dort die letzte Salzmine dicht, viele haben die Region verlassen.

Nun sind beide Orte zu Durchgangsstationen für illegale Geflüchtete geworden, an denen Landesgrenzen und Zugehörigkeiten verschwimmen: Im Bistro am Grenzübergang auf der rumänischen Seite hört man mittlerweile häufig mehr

Ukrainisch als Rumänisch, in Solotwyno wiederum verbringen viele der Männer ihre letzte Nacht vor der Flucht durch den Fluss. Die Bergwacht von Sighetu Marmatiiei erhält jetzt regelmäßig Notrufe: „Ukrainerinnen rufen in Deutschland, Tschechien oder Frankreich die 112 an und sagen, dass ihr Mann durch unsere Berge wandern wollte und sich nicht mehr meldet“, erzählt ein Bergretter. Die Anrufe würden schließlich zu ihm durchgestellt. Er deutet auf das Handy auf der Holzbank: „Es klingt immer ähnlich: Mein Mann ist irgendwo da oben, Sie müssen ihn finden!“ Die Bergwacht begibt sich dann auf Bergungstour, manchmal tagelang und unter Einsatz des eigenen Lebens.

„Es gibt fünf bis sechs Routen. Wenn wir Glück haben, können wir die Männer über ihr Handy orten“, erklärt der Mann. Inzwischen haben sie Schilder mit Pfeilen in den Bergen aufgestellt, Wegweiser für die Ankommenden, um sie vor steilen Abschnitten zu warnen. „Auf der rumänischen Seite fällt das Gebirge steil nach unten ab, dort wird es richtig gefährlich“, sagt der Bergretter, „eigentlich wäre es am besten, wenn sie uns direkt anrufen, sobald sie die Grenze überquert haben.“

Viele der illegal Eingereisten benutzen ihren Schutzstatus, um direkt zu ihren Familien in anderen Ländern zu reisen. Einige von ihnen besitzen zwar die ukrainische Staatsangehörigkeit, sind jedoch ethnische Rumänen, sie bleiben oft in der Gegend. Sein Leben im Kampf für die Ukraine aufs Spiel zu setzen, wenn man doch eigentlich von hier kommt, das ergebe doch keinen Sinn, sagt eine Frau am Grenzübergang. Häufig sieht man Frauen, die über die Holzbrücke über die Theiß kommen, um ihre geflohenen Männer zu besuchen, bepackt mit günstigen Einkäufen aus der Ukraine. Die Männer wiederum sieht man beim Kartenspielen im Bistro an der Grenze.

Immerhin: Der Krieg ist hier weit weg, Hunderte Kilometer liegt die Front entfernt. Transkarpatien ist eine der abgelegensten Gegenden der Ukraine, geprägt von Nationalparks und wenigen kleineren Städten, Raketeneinschläge gab es hier bislang fast keine. Auch deshalb wurde die vormals menschenarme Gegend zu einem Zufluchtsort für Binnenflüchtlinge.

Die Mitarbeiterin des Roten Kreuzes deutet auf den elektrischen Heizkörper neben sich: „Hier haben wir schon so einige nasse Pässe und Smartphones getrocknet.“ Ihr Container steht direkt an der Brücke auf der rumänischen Seite der Theiß, viele der Geflüchteten landen zuerst bei ihr. Sie verarztet Schnittwunden, die sie sich beim Überwinden der Stacheldrahtzäune zugezogen haben oder durch spitze Steine im Fluss. Dann zeigt sie auf die Stockbetten im Container nebenan: Hier würden die Ukrainerinnen übernachten. Aus Deutschland kämen sie, aus Tschechien oder Österreich. „Oft sagen sie nicht, worauf sie hier warten, aber wir wissen das natürlich“, erzählt sie. Eine sei in der 40. Woche schwanger gewesen, letztendlich sei ihr Mann nicht gekommen, die genauen Umstände kenne sie nicht.

Ein weiteres Smartphone-Video. Man sieht, im Morgengrauen verwischt, die Ausläufer des Gebirges nahe der Grenze. Eine Männerstimme aus dem Off: „Ich will dieses Video aufnehmen, um mich selbst zu beglückwünschen. Ich bin über die Grenze gegangen. Und wow, hier ist sogar die Luft freier! Es schien so, als sei die Ukraine ein freies Land. Wir kämpfen für die Freiheit. Aber in dem Moment, in dem wir für die Freiheit kämpfen, wurde meine Freiheit beschnitten. Paradoxie, Ironie, was auch immer ... entscheidet selbst“, er atmet tief durch. „Ich bin übergegangen. Ich habe noch einen langen Weg vor mir. Ich glaube, das Allerschwierigste liegt hinter mir. Alles wird gut, jetzt weiß ich das.“

Artem hatte Glück. Der Jurastudent aus Kiew war sich seiner Lage bewusst: „Bisher werden nur Leute über 27 Jahren eingezogen. Ich liege darunter, noch. Ich wollte gehen, bevor sich das ändert“, erklärt er am Telefon in perfektem Englisch. Inzwischen, im April 2024, hat die Ukraine die Gesetze verschärft. Jetzt können auch 25-Jährige eingezogen werden. Artem ging also rechtzeitig: Für die Planung der Route befragte er im September vergangenen Jahres das KI-Sprachprogramm ChatGPT, das zwar nur bedingt hilfreich war, ihn aber zumindest an eine Stadt in der Nähe der Grenze verwies.

Der Rest war Improvisation, sagt Artem, beim Erzählen klingt er wie ein Jugendlicher, der von einem verrückten Wochenende berichtet: „Ein Schlepper wäre mir viel zu teuer gewesen. Gleichzeitig hatte ich keine Ahnung von der Gegend. Ich habe mich einfach bei Taxifahrern und Anwohnern durchgefragt. Die meinten, ich solle nicht direkt zur Grenze fahren, zu gefährlich.“ Besser sei der Weg über den Berg Pip Iwan.

Artem geriet in ein Gewitter, fand Zuflucht bei ukrainischen Bergrettern, „aber die waren gar nicht nett zu mir“. Als das Gewitter vorbei war, hätten sie ihn gleich weitergeschickt. In einem Bergdorf nahm ihn eine Familie auf, er durfte essen und seine Kleidung waschen.

Zwei Nächte später traute er sich Richtung Grenzstreifen, mehrmals habe er die Lichtkegel von Taschenlampen gesehen, die Grenzer machten ihre Patrouillengänge just auf der Straße, die Artem benutzte. „Einmal ging ich an einem Haus der Grenzeinheit vorbei. Kein Licht. Erst dann sah ich, wie im Haus jemand auf sein Smartphone blickte.“ Artem schlich weiter, hörte immer wieder Hundegebell, dann flüchtete er ins Unterholz, verharrte dort, flach atmend, regungslos. „Ich wusste: Wenn ich lang genug Geduld habe, würden sie wieder gehen“, sagt er, nicht ohne Stolz. Um 7 Uhr morgens rannte er über die Grenze.

Heute lebt Artem mit seiner Freundin in einem Land in Westeuropa, sie kam zwei Monate nach seiner Ankunft hinterher, brachte viele seiner Sachen mit. Sie sei deswegen stundenlang an der ukrainischen Grenze befragt worden. Was machst du mit den Männerklamotten? Wem gehören die? Die Freundin war nicht vorbereitet, sie erzählte alles. „Daran hatte ich nicht gedacht“, sagt Artem heute, „das tut mir leid. Aber sie hatte sich ja nichts vorzuwerfen. Und ich habe nun nichts mehr zu verbergen. Die Behörden wissen nun, dass ich gegangen bin.“

Derzeit wohnt er im Hotel, die Kosten trägt ein Regierungsprogramm. Er will sich Arbeit suchen, sein Studium fortsetzen, so bald wie möglich. „Ich kann mir absolut

vorstellen, den Rest meines Lebens hierzubleiben“, sagt er, „dieses Land hat mir schon viel mehr gegeben, als es der ukrainische Staat jemals getan hat.“ Artem, das ist ihm im Gespräch sehr wichtig, ist kein Regierungsgegner:

Für die Gesetze in seiner alten Heimat hat er Verständnis: „Wenn die Ukraine ihre Grenzen für alle Männer öffnen würde, dann wäre der Krieg verloren, das wäre die Kapitulation. Das will ich nicht. Ich will nicht, dass Kiew an die Russen fällt. Ich will, dass die Ukraine diesen Krieg gewinnt.“ Einerseits.

Andererseits: Früher oder später wäre er eingezogen worden. „Ich liebe mein Leben mehr als mein Land“, sagt er, „wenn das Verrat ist, kann ich damit leben. Wenn ich an die Front gegangen wäre – das Leid meiner Freundin, meiner Familie, das hätte ich nicht ausgehalten. Sie hätten zu Hause wach gelegen und sich gefragt: Kommt er nun bald wieder? Mit nur einem Bein? Oder in einem Sarg?“ Wenn er jetzt von seinem neuen Leben in Westeuropa erzählt, freuen sich seine Eltern. „Dann weiß ich, dass ich das Richtige getan habe.“

Der Mut, mit dem die Ukrainer der Invasion durch Russland standhalten, wird in Deutschland oft als alternativlos beschrieben. Männer, die sich gegen diesen Weg entscheiden, haben in diesem Narrativ wenig Platz. Die Fluchtwilligen haben sich unterdessen professionalisiert. Sie organisieren sich in Telegram-Gruppen, informieren einander über Wanderrouen oder Neoprenanzüge. Sie warnen vor falschen Versprechungen der Schlepper. Jurij ist viel in diesen Gruppen unterwegs, erst im Januar hat er die Theiß überquert, derzeit lebt er in Polen.

Seine Pläne für die Zukunft: ein Motorrad kaufen. Und Europa entdecken. „Dann will ich mal sehen, wo es mir gefällt“, erzählt er über Telegram, „ich bin ein sehr abenteuerlustiger Mensch“. Jurij hat bei seiner Flucht nichts dem Zufall überlassen. Das Ganze sei für ihn wie „eine Art Escape-Room-Spiel“ gewesen, also wie das

Freizeitvergnügen, sich in Räumen einsperren zu lassen und Rätsel lösen zu müssen, um nach draußen zu finden. Er kichert kurz: „Andere bezahlen viel Geld, um diesen Nervenkitzel zu erleben.“

Er habe außerdem schon einiges überstanden: Jurij kommt aus einer Stadt im Osten der Ukraine, die zeitweise von den Russen besetzt war. „In einer besetzten Stadt zu überleben, das war eine harte Herausforderung“, sagt er. Zu Beginn des Krieges habe er noch darüber nachgedacht, selbst zu kämpfen. Aber die Führungsriege des Militärs agiere chaotisch und ineffizient. „Viele meiner Freunde waren an der Front und mussten völlig bizarre Befehle ausführen, die nichts mit der Verteidigung unseres Landes zu tun hatten“, meint er.

Seine Flucht plante Jurij akribisch. Vor dem Schwimmen im Fluss habe er kaum Angst gehabt, er sei vorher in eiskalten Flüssen geschwommen, zum Training. Seine erste Reise Richtung Grenzstreifen war eine reine „Aufklärungsmission“: Er hatte eine Videodrohne dabei, mit der er auskundschaftete, wo die Kontrollpunkte lagen, wo sich die Zäune befanden. Er notierte, in welcher Frequenz die Grenzsoldaten patrouillierten.

Bei seinem zweiten Trip hatte er seinen Pass dabei, versteckt im Auto. Sechsmal sei er auf dem Weg zum Fluss an Checkpoints aufgehalten worden, und man habe ihn befragt, wo er denn hinwolle: „Das ist nichts für ängstliche Menschen. Man muss sich zusammenreißen, und die Fragen ganz ruhig beantworten.“ Wie er geantwortet hat? Das will er nicht im Detail verraten. Auch nicht, wie er es letztendlich schaffte, mit Neoprenanzug und zwei wasserdichten Spezialtaschen bis an den Fluss zu kommen. „Ich will nicht alle Karten auf den Tisch legen, viele Freunde wollen das ja auch noch machen.“

Jurij brach jedenfalls am frühen Morgen auf, kurz vor Sonnenaufgang, er war in Begleitung einiger Frauen aus der Gegend unterwegs, möglicherweise Fluchthelferinnen. Sie hätten für ihn nach Grenzsoldaten Ausschau gehalten. In seinen Taschen: Ein Erste-Hilfe-Set, seine Papiere, sein Smartphone, Snickers-Riegel, eine

Kanne Tee und 50 Milliliter Becherovka-Schnaps. Den Neoprenanzug, den er am Vorabend seiner Flucht in der Nähe der Grenze versteckt hatte, habe er letztendlich gar nicht gebraucht. Am Ufer stopfte er Hose, Jacke, Hemd in die zweite Tasche. Dann sprang er in den Fluss.

Jurij sagt, dass er in weniger als einer Minute durch die Theiß geschwommen sei. Nur ein einziges Mal habe er sich umgewandt, den Rucksack richten. Auf der anderen Seite angekommen, habe er sich die trockenen Klamotten angezogen und Nachrichten an die Familie und seine Freunde verschickt: Ich habe es geschafft.

„Ich habe mich innerlich schon sehr gefreut, aber ich war eigentlich eher gefasst“, sagt Jurij, „vielleicht, weil niemand dabei war, mit dem ich meine Freude teilen konnte.“ Er habe sich für einen Augenblick ans Flussufer gesetzt, seinen Tee getrunken und auf das Land geblickt, das er hinter sich gelassen hatte. Dann ging er weiter.